

als Auftragsarbeiten mit plastischen Familien- und Stadtwappen oder dem bayerischen Königswappen verziert wurden. Hierzu haben sich die ursprünglichen Gipsmodel in Schweinfurter Privatbesitz erhalten.

Darüber hinaus schloß das Geschirrrangebot seit 1840 auch einfarbige Vasen in *Cor-netform*, Krüge, Pokale, Kannen und Gefäße zum Kühlen von Wein, sogenannte *Alkaraza*, in roten, grünbraunen und grauen Tönen ein. Sie zeigen teils vollplastische, vegetabile Motive wie Weinreben, Eichenlaub, Winden oder Ornamente, die manchmal noch farblich differenziert wurden. Von großer Formen- und Größenvielfalt sind auch Kannen für Getränke mit zum Teil sehr phantasievollen Themen wie: *Bacchus*- und *Momus*darstellungen, Hirsch- und Fuchsjagd sowie Hochzeitszüge.

Die **Städtischen Sammlungen Schweinfurt** zeigen vom 24. 9. – 7. 11. 1993 in der Halle Altes Rathaus in Schweinfurt eine **Sonderausstellung zum "Aschacher Steingut"**, das damit erstmals im ganzen Umfang der Produktpalette der Öffentlichkeit vorgestellt wird.

Die Ausstellung begleitet ein **Katalog**, der von der Kunsthistorikerin Andrea Brandl M.A. unter Mitwirkung von namhaften Fachkollegen erarbeitet wurde. Er umfaßt ca. 200 Seiten mit zahlreichen Abbildungen der Exponate.

Die **Ausstellung** wird anschließend von den **Staatlichen Museen in Meiningen** (19. 1. – 6. 3. 1994), dem **Spessart-Museum in Lohr** (23. 3. – 29. 5. 1994) und dem **Bezirk Unterfranken** (15. 6. – 29. 7. 1994) übernommen.

Andrea Brandl, M.A.
Städtische Sammlungen Schweinfurt
Obere Straße 11 – 18, 97421 Schweinfurt

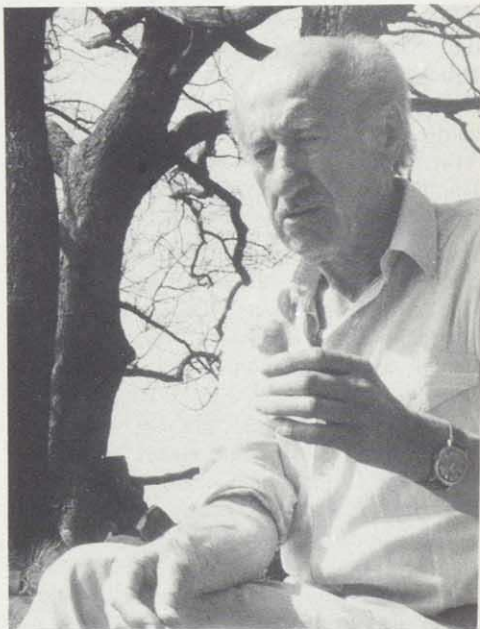
Klaus Gasseleder

Wandern mit WW –

*Mit Walter Werner unterwegs an den Stätten seiner Dichtung
in Rhön und Grabfeld.*

*... So gehst du alle Wege zurück
bis du im Schreiten mit deinen Schuhen
die verblichenen Geheimnisse
der Erde wachklopfst
und deine schmale Spur
Abend für abend zu reden beginnt.*

"Der Traum zu wandern" – Ich gebe es zu: Zuerst zog mich als Wanderer der Titel an, als ich kurz nach Einführung der DM im Nebenzimmer der südthüringischen Buchhandlung mich durch die ungeordnet und übereinandergestapelt auf Tischen und sogar dem Boden liegenden Werke der aussortierten DDR-Literatur wühlte. Da kannte ich Westler den Autoren Walter Werner noch nicht, der doch so manchen Literaturpreis erhalten und dessen Namen Eingang in Literaturgeschichten gefunden hatte. Nach wenigen Sätzen, gelesen noch im Halbdunkel des Ladens, war mir klar, daß ich da keinen herkömmlichen Rhön-Wanderführer in Händen hielt, sondern das



Walter Werner an der Steinsburg
Foto: Klaus Gasseleder, Schweinfurt

Werk eines Dichters. Bald merkte ich, welchen Glücksgriff ich getan hatte, begann mich festzulesen, erhielt tiefe Einblicke in die mir neue fränkisch-thüringische Welt jenseits der ehemaligen Grenze, fand, was schwerer noch wiegt, einen Autor, der es versteht, wandernd in Landschaften zu lesen und darüber zu sprechen. Mein Interesse an Walter Werner war erwacht.

Ich suchte nach weiteren Titeln meines Autors. Hie und da fand sich eine Rezension, ein kleiner Aufsatz. Doch die Bücher, größtenteils im renommierten Mitteldeutschen Verlag zu Halle erschienen, waren allesamt vergriffen. Ein weiterer Zufall brachte mir den Sammelband "Das Gras hält meinen Schatten" mit dem informativen Nachwort von Gerhard Wolf und den Daten von Werners Leben und Wirken ins Haus. Durch ihn machte ich erste Bekanntschaft mit den Naturgedichten Walter Werners, dieses erdverbundenen Dichters, der das heimatische Land "im Regenschatten des Thüringer Waldes und im Schneeschaten der Rhön" zum Sprechen bringen kann wie kein anderer – machte Bekanntschaft mit dem Dichter, der sich einfühlen vermag den Wurzeln und Bäumen, dem Holz und dem Ton, dem alten Handwerk und dem einfachen Leben der Menschen.

Wohnhaus und Sommerhaus

Den Autor wollte ich nun kennenlernen, mehr über ihn wissen, als die gedruckten Informationen im Nachwort des Buches es vertragen, Bekanntschaft machen mit dem Menschen WW, wie er sich gelegentlich selbst nennt. So bin ich in das Dorf im Werratal gefahren, wo er seit vielen Jahren, unweit seines Heimatdorfs Vachdorf, lebt, bin eingekehrt in das wohnliche ländliche Haus mit den verwinkelten Anbauten zum großen obstbaumbestandenem Garten hin, die noch Geräteschuppen, Werkstatt- und Lagerraum bergen. Die Wohnung entspricht so gar nicht dem, was man sich unter einer Dichterwohnung vorstellen mag, da sucht man vergebens das Arbeitszimmer mit den Bildungstapeten, die Schweinslederrücken als Hintergrund für das Dichterphoto. Photographieren läßt sich der Dichter eh lieber auf seiner Wiese ober-

halb der Leite, er der sich "zu jenen Einsamen zählt, die von allen Stühlen und Sesseln dieser Welt den Sitz am Erdboden am liebsten haben". Er ist kein Dichter der Salons, sagt von sich, er habe "60 Semester Wetter und Luft studiert" – und das ist gut so.

Die Wohnungseinrichtung hat die Wende überdauert, ist nicht ausgetauscht worden gegen das Mobiliar aus den neuen klotzigen Möbel-Centern, Symbol fast dafür, daß WW keiner der Wendehälse geworden ist, der seine Vergangenheit von einem Tag auf den anderen über Bord geworfen hat, weder in seinem Denken noch in seiner Lebensweise. Hinter dem Haus liegen der Gemüsegarten, der zur Erntezeit Selbstversorgung ermöglicht und der große Obstgarten, der dieses Jahr wiederum eine reiche Apfernte und damit der Familie Werner – und dem Gast dieses gastfreundlichen Hauses – einige Flaschen besten Mosts beschert hat.

Jenseits der Dorfstraße zieht sich seine Wiese die steile Leite empor, die WW noch heute, da er die Siebzig überschritten hat, eigenhändig mit der Sense mäht. Den Großteil der kleinen Landwirtschaft hat die Familie erst in den letzten Jahren aufgegeben, das Fell des Schafs, von dem noch in seinem Buch die Rede ist, wärmt ihnen nun die Füße. Der Sohn möchte die Anbauten am liebsten abreißen, möchte modernisieren, doch WW hat noch den Blick für das gesamte Ensemble, weiß um die Notwendigkeit der Erhaltung der Reste der bedrohten alten Dörfer.

Sein Sinn für die dörfliche Ästhetik war in der Vergangenheit oft maltätiiert worden durch lieblos und billig eingerichtete LPG-Gebäude und Siloanlagen, und mit seiner Kritik daran hat er oft Anstoß erregt bei den Alles-Erneuerern in der DDR, war als konservativ, romantisch, vielleicht sogar als Grüner verschrien, wie er selbst schon in dem noch zu DDR-Zeiten gedruckten Buch bekennt: "

... und ich kritisierte seit längerem in der Öffentlichkeit die ausschließliche ökonomische Besitznahme der natur, wettete gegen das gedankenlose Hineinstellen von Typenbauten in die Landschaft, bemängelte die schlechte Wahl mancher Standorte und schlug in meiner Not, bemüht dem gestörten Wesen der hi-

storischen Landschaft Buchoniens zu helfen, wenigstens andere, der bizarren Rhön angebaute Dachkonstruktionen vor ... und man schob mich mit meinem Milch- und Hauschaf ab in die Reihe der Zurückgebliebenen und stempelte mich mit meinen ästhetischen Ansichten des schönen Überflusses zu einem Romantiker, überrollt von der lauten Maschinerie der Landfront."

Wer heute mit ihm durch die Landschaft seiner Heimat geht, den Blick auf die Dörfer diesseits und jenseits der ehemaligen Grenze wirft, der spürt den Zorn des alten Mannes auf die Zerstörung der Ortsbilder durch die planwirtschaftliche Industrialisierung der Landwirtschaft früher und durch die Kapitalisierung und Zersiedelung heute.

Wir gehen den steilen Weg die Leite empor, wie er den Hang in der Sprache seiner Heimat nennt. Der Dichter schreitet ausholend voran. Auch als geübter Wanderer muß ich mir Mühe geben, zu folgen. Oben halten wir inne, blicken herab auf das Dorf, auf sein kleines Anwesen unter uns, auf das dahinterliegende mächtige Schloß, in dem einst Minnesänger ihre Verse um die Wette vortrugen, das nunmehr, als Zuchthaus schrecklich verbarriadiert, einen fast kriegerischen Anblick bietet. Wir gelangen ein paar hundert Meter weiter zum kleinen würfelförmigen weißgestrichenen Sommerhaus, das von ein paar Tannen versteckt inmitten seiner Wiese steht, das Haus, in dem sich WW seinen Arbeitsplatz eingerichtet hat und von dem aus er sein Buch "Der Traum zu Wandern" konzipiert hat, Ausgangspunkt und Rückkehrort für seine Spaziergänge. Von hier ist es dann nicht mehr weit bis zur Grenze zum ehemaligen Sperrgebiet, das auch dem Dichter verschlossen war. Die Grenze, die ihm Grabfeld und Rhön, sein Buchonien, teilte, konnte er in seinem Innern nie verstehen. "Daß sich die Welt dort draußen vor meinem Sommerhaus teilte, wie sollte ich es auffassen?"

Seit jeher liebte ich es, Orte aufzusuchen, die mir aus Büchern vertraut waren, Wirklichkeit zu vergleichen mit der Sicht des Dichters, nun wird mich ein Dichter selbst begleiten zu den Plätzen seiner Verse, in die Landschaft seiner Dichtung. Wir beschließen zusammen zu wandern.

An der Hirtentränke

"Mir wurde nicht der Heidelberg, sondern die Hirtentränke zum Zentrum der Rhön. Hier ging ich durch tiefe Wälder, über saftige Hutten hinauf zum Gläser und auf verschwiegenen Wegen hinab nach Dermbach. Alles Alte der Rhön und das Neue, das man von ihr verlangte, hatte man in dem Städtchen um Kaufhalle und KAP, Kirche und Kaserne vereinigt. Oben, an der Hirtentränke, war alles wie früher, wenn in den Morgenstunden über das Höhenrund der dunstigen Luft Wasserschlänge hereinhängen, wenn am olivgrauen Grün der Vegetation die Zeichen eines heraufziehenden Dauerregens wahrzunehmen waren."

Ein solcher Dauerregen ergießt sich aus dunklen Wolken, als wir in WWs Lada die holprige Straße von Zella mit der berühmten Klosteranlage über Brunnhardshausen nach Föhlritz hinauffahren, einem abgelegenen Bergdörfchen, im Buch *Volksberathes* genannt. WW ist nicht gerade für dieses Wetter ausgerüstet mit seiner dünnen Jacke, die vertraute schwarze Baskenmütze schützt seinen Kopf nur notdürftig. Der Weg von Föhlritz zur Hirtentränke ist ein alter Fahrweg, der auf halber Höhe am Gläserberg entlang durch den Wald Richtung Dermbach führt. Unser Blick reicht bei diesem Wetter gerade bis hinunter zur alten Chaussee im Feldatal und zu den ersten Hügeln dahinter, schon nicht mehr bis Roßbach, dem bayerisch-preußischen Kriegsort. Am gegenüberliegenden Höhenrücken quellen dampfende Wolken aus den Wäldern. "Die Hasen kochen", sagt WW in der Sprache der Bewohner. Immer wieder bleiben wir stehen, beobachten die Krähen in ihrem Flug. WW probiert Schlehen, denen der erste Frost ein wenig von ihrer Säure genommen hat. Noch hängen gelbe Birnen an den Bäumen, zermatschen am Weg. Er liest die guten vom Gras, reicht sie mir als Wegzehrung. Leider haben wir kein Behältnis dabei, all die herumliegenden Zwetschgen aufzusammeln.

Verfroren und durchnäßt erreichen wir die "Hirtentränke", eine breite, muldige Weide inmitten des Waldes, einen der Lieblingsplätze des Dichters, einen jener Plätze, an denen sich gemeinhin Heimat festmacht. Doch weiden dort heute keine Schafe mehr wie vor

einem guten Jahrzehnt, als das Buch entstanden ist, die Weide ist zu einer eingezäunten Pferdekoppel geworden. Mit schnalzenden Lauten lockt WW die Tiere herbei, streichelt sie, ist ihnen Freund. Die Tränke selbst, ein schlichter steingefaßter Brunnentrog aus dem 18. Jahrhundert, ist durch ein in unnatürlichem Blau gestrichenes Metallrohr verunstaltet. Für den neuen Tourismusbetrieb hat man Holzhütten und Bänke angelegt, einen Grillplatz geschaffen, auch hier schreitet die Möblierung des Waldes im Zuge einer neuen Freizeitkultur voran und zerstört gleichzeitig ein Stück alter Kulturlandschaft. Es ist der Ort des Buches und ist es doch nicht mehr.

Zurück in Föhlritz besuchen wir Rudolf E., einen Mann schon jenseits der Achtzig, doch weit jünger aussehend, der seit dem Tod seiner Schwester sich allein in seiner Kate versorgt. Nur ein Zimmer ist ein wenig beheizt, zu wenig, zwei durchnäßte Wanderer zu wärmen. Bei dem alten Mann vor allem ist WW in die Schule gegangen, als er das erste Mal auf einer seiner Wanderungen hierhergekommen war, den Landstrich zu erkunden. Der Mann ist hellwach, freut sich, erzählen zu können, der Dichter fragt ihn nach den Leuten und Ereignissen im Dorf, erinnert sich an die Menschen, die im schon einige Jahre zurückliegenden letzten Gespräch der beiden erwähnt worden waren. Viele Namen fallen, viele gehören bereits Toten. Während ich dem Gespräch zuhöre, merke ich, daß der Dichter – selbst in einfachsten Verhältnissen aufgewachsen – die Sprache seiner Kindheit nicht verlernt hat. Sein Bekenntnis zu seiner sozialen Herkunft ("In den Liedern bin ich geboren, die der Häusler sang") war sicher alles andere als eine Verbeugung vor dem Arbeiter- und Bauernstaat, wo man solche Verse gerne hören mochte, dem Staat, der ihm die Gelegenheit gegeben hatte, eine zweite Sprache, die der Poesie, zu erlernen, ohne daß er seine erste verleugnen mußte. Er spricht sie beim Gespräch über den Zaun zu Hause im Dorf, weiß über die täglichen Nöte der Menschen um ihn ebenso Bescheid wie über die Spiele des örtlichen Fußballvereins, für den er einst als Spieler und Lokalberichterstätter tätig gewesen war. So ist ihm die Welt der einfachen Menschen, die Welt der Handwerker,

der Dörfler, kein gesuchtes "interessantes Sujet" für seine Gedichte, es ist seine Welt, der er Sprache verleiht.

In Dermbach unten, wo der Fremdenverkehr sich nun nach der Wende verstärkt zu regen beginnt, essen wir in einem neu eingerichteten Gasthaus, das den Namen jener Figur trägt, die sich Walter Werner als fiktiven Begleiter für seine Wanderungen durch Buchonien ausgesucht hatte, den Rhönpaulus, die sagenhafte Robin-Hood-Gestalt der thüringischen Rhön, nunmehr zur handelsüblichen touristischen Holzschnitzfigur verkommen. Ich kann mir jedenfalls nicht denken, daß die glatte Figur im Winkel der Gaststube viel gemein hat mit der Figur des alten Pantoffelschnitzers, dem WW in seinem Buch ein Denkmal gesetzt hat.

Auf unserer Weiterfahrt, das alte Land Buchonien, wie WW seine Landschaft nennt – verlassend, macht er einen schnellen Besuch bei einer Apothekerin und einer pensionierten Lehrerin, ehemaligen Mitgliedern des Literaturzirkels, den WW geleitet hatte und der wie manch andere nichtkommerzielle Bildungseinrichtungen auf dem Lande nun der Wende zum Opfer gefallen ist. Er überbringt die Einladungen zur Vorstellung seines neuen Gedichtbandes "Tautreten unterm Regenbogen". Den Inselberg im Norden des Thüringer Walds wollten wir noch besuchen, doch das schaurige Wetter hat das Vorhaben scheitern lassen, stattdessen fahren wir ins alte Schmalkalden. Gern zeigt WW mir seine "Heimat", "das Land in dem ich wurzelte.". Heimat, den mißbrauchten, viel geschmähten Begriff, scheut er, der Heimatdichter aus Buchonien, nicht. Doch nie ist ihm Heimat ein Gegensatz zur offenen Welt, nie provinzielle Hinterwelt, nie das bessere Land, sondern das Land, in dem er sich ganz persönlich "verwirklichen" konnte, die eigene Geschichte und die seiner Vorfahren im Blick.

Wir geraten in den nun auch in Thüringen üblich gewordenen Feierabendstau, und WW, der umsichtige empfindende Wanderer, verwandelt sich zum ungeduldrigen, schimpfenden, ganz normalen deutschen Autofahrer, Systemzwang möchte ich so etwas nennen. Verspätet gelangen wir wieder im Hause an, ich verabschiede mich. Der Abend danach

gehört wieder der Schreibarbeit am Buch "Der Traum zu leben". Lesungen, Interviews, Ehrungen und nun auch ich und der Stau haben ihn schon viel zu lange davon abgehalten. Er hat noch viel zu schreiben, neue Gedichte, den Essayroman "Der Traum zu leben".

An der Widderstatt

"Ich blicke in eine Talsohle, stimmungsvolle Stätte; Triftrasen mit Quelle und flachem Oberlauf, Brunnenstube, Feldahorn und Kastanien und eine längst vermorschte Eiche mit einem Stamm von Metern Umfang, so muß man sich die keltische Siedlung Widarogeltestat heute vorstellen. Auch als Widderstatt bekannt: Heilige Opferstätte oder Tränkplatz für Schafe."

In Queienfeld hatten wir den Mundartdichter Wolfgang Eppler besucht, und ich habe die beiden zu meiner Freude ihre hennebergisch-fränkische Mundart sprechen gehört. Bevor wir nach Jüchten nördlich Römhilds gelangen, stellen wir das Auto ab. Ein staubiges Sträßchen, von Bäumen und Sträuchern gesäumt, zieht sich den Hang hoch. Wir lesen die Früchte, herabgefallene Kastanien und "Zwetschen", auf, ein eher liebe- als wertvolles Mitbringsel für Frau Werner daheim. Blicken wir den Berg hoch, steht da eine Sendeanlage, noch weiter dahinter die sowjetische Radaranlage. man muß sich abwenden von diesen monströsen Eisengerüsten, hinabgehen in südliche Richtung zu einem Wäldchen. Dahinter dann – verborgen hinter Steinwällen und vereinzelten Baumgruppen – liegt die Widarogeltestat, heute verkürzt meist Widderstatt genannt, liegt da als eine breite langsam ins Tal abfallende Wiese unterhalb einer kleinen Quelle. Hier waren Archäologen aus Weimar fündig geworden, hatten die Reste eines keltischen Oppidum ausgegraben. Nun herrscht Stille hier. Auch wer nichts von der Geschichte weiß, wird etwas von dem Geheimnis des Ortes spüren. Wir blicken hinunter den Wiesenhang auf die unten fast verborgen liegenden Dörfer, und weiter zum Kleinen Gleichberg. Zur keltischen Oppidum auf der Steinsburg bestand Sichtkontakt. WW stellt sich vor, wie die Bewohner Feuerzeichen und Rauchsignale ausgetauscht haben.

Spricht er über Geschichte, ist sie ihm immer Geschichte der Menschen, bevölkert er sie mit Menschen seiner Phantasie.

Ein friedlicher Ort, menschenleerer Ort heute, wäre da nicht gleich in der Nähe die Radarstation. WW beschreibt seine Erschütterung, als sie dort einst an einem seiner Lieblingsplätze errichtet worden war. Und unmittelbar im Hain an der Quelle stehen heute kleine unpassende Steinhäuschen, in einem weiteren Häuschen, am Eingang der Stätte sozusagen, wohnt alleine ein Bienezüchter, der WW einst mit dem Geheimnis des Ortes bekannt gemacht hatte. Aber er ist heute wohl nicht zu Hause.

Zwei Schulbuben, etwa 11, 12 Jahre alt, haben von Exdorf ihre Fahrräder heraufgeschoben, fragen offen und höflich, wer wir sind. WW gibt geduldig Auskunft, ahnt, daß sie Aufsätze über ihren Besuch hier oben schreiben sollen, spricht mit ihnen, ein großväterlicher Dichter. Es ist Abend geworden. Ich glaube, es freut die Werners, als sie sehen, wie es mir schmeckt.

Auf Hölderlins Spuren am Gleichberg

*... Unter dem Gipfel des Berges
im Bildnis Volk und Vaterland
meine Schreibweise deutsch
heimgbracht in die fränkische Teilung,
den Zonen und Zungen abgegraben, ...*

(aus WW: Hölderlin auf dem Gleichberg)

Das nächste Mal haben wir uns in Römhild verabredet, der alten Töpferstadt. Viele Gedichte hat Walter Werner über den Ton der Töpfer geschrieben, hier kennt er sich aus.

Meine Fahrt dorthin hat mich über Waltershausen die Milz entlang geführt. Der junge Hölderlin, unglücklicher Hauslehrer im dortigen Schloß der Charlotte von Kalb, war vor fast genau 200 Jahren von dort den Weg zu den Gleichbergen gegangen, die einzigartige Aussicht zu genießen, die er in einem berühmten Brief dann beschrieben hat. "Ich hatte gegen Osten das Fichtelgebirge (an der Grenze von Franken und Böhmen), gegen Westen das Rhöngebirge, das die Grenze von

Franken und Hessen, gegen Norden den Thüringer Wald, der die Grenze von Franken und Thüringen, gegen mein liebes Schwaben hinein, südwestlich den Steigerwald zum Ende meines Horizonts."

Der grenzüberschreitende Blick findet sich wieder in Walter Werners Gedicht "Hölderlin auf dem Gleichberg", das reflektiert über die Grenzen und die fränkische Teilung; und er hat in seinem "Brief an einen Dichter" (1980), dem fiktiven Brief an Hölderlin, von dessen Sätzen einen zitiert, der mir einer der liebsten ist, der sich heute vielleicht auch wie die versteckte Kritik an Werners Staat liest, und doch immer aktuell sein wird: "Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte ..."

Wir gehen den steilen geraden Weg vom vorgeschichtlichen Museum hinauf zur Steinsburg. Es ist sehr warm schon an diesem Märzorgen. Entlang des Weges finden sich Wurzeln, die sich über der Erde einen Bogen bilden, dabei Höhlen bilden für die Tiere des Bodens. WW erklärt mir die Erscheinungen des Waldes, beiläufig fast, ohne zu belehren. Und doch ist er Lehrer auch. Er deutet Figuren in die Wurzeln, schafft sich eine poetische Welt. Eine Wurzel erinnert ihn an den Kopf eines Marders. Zu Hause lese ich nochmals in seinem Buch, und finde eine überraschende Übereinstimmung der Bilder: *"... In meiner Einbildung und Vorstellung verwandeln sich die Wurzeln. Menschen und Tiere wurden aus ihnen in der biblisch anmutenden Landschaft, die rötliche Holzfaser, war brachiale Zunge, der ein Kopf und ein Körper wuchs. Sie leckte nach dem Opfer, hervorgestreckt zwischen den Kiefern. Ein feuerspeiender Marder, ich höre ihn hecheln, sehe den Räuber aufstehen im Holz."*

Die Wurzeln sind die immer wieder vorkommenden Chiffren in seinen Gedichten, konkret, lebendig und Symbol zugleich wie bei seinem Vorbild Pablo Neruda. So sieht er die Welt der Dinge und der Natur, die Erde, den Ton, das Holz, den Wald, in dem er zu Hause ist wie wohl kaum ein anderer großer Poet unserer Tage. Er hat mir ein Bild gezeigt, auf dem ein Künstler Werners Portrait der Rinde eines knorrigten Baumes eingegraben

hat. Es soll mal eines seiner Bücher zieren, denn so mag er sich selbst sehen. *"Rinde, Wurzel und Blatt, erkenne ich in ihm, den Wald, mein Gesicht."*

Ein Waldarbeiter pflanzt kleine Bäumchen am Wegrand. WW geht nicht wortlos vorbei, wie viele andere, auch ich, es wohl tun würde. Jeder Mensch ist ihm eine Ansprache wert. Auch das kann man von ihm lernen. Er erzählt unaufhörlich, obgleich wir den steilen Anstieg recht zügig angehen, erzählt von seinen Lesungen, die er in letzter Zeit gehabt hat, in Thüringen, in Hessen und darüberhinaus, Lesungen auch bei kleinsten Vereinen und Kulturveranstaltungen, die ihm kaum mehr als die Fahrtkosten zahlen können, geradeso wie früher. Lesen ist ihm heute die erfolgversprechendste Art der Literaturvermittlung, meint er mit unüberhörbarer Kritik am Literaturbetrieb, wer sich die Mühe mache, zu einer Lesung zu gehen, höre wenigstens noch zu, konzentriere sich noch auf den Text.

Dann wieder hält er inne, lauscht dem Gesang der Vögel, den er zuzuordnen weiß. Wir kommen an die keltischen Wälle. Ich erfahre das erste Mal, daß die Schneisen dort von den Kolonnen des Reichsarbeitsdienstes geschaffen wurden. An der Steinsburg oben an den Resten der Kapelle das Kreischen einer Schulklasse. "Ich erzähle euch von der Kapelle, wenn's euch interessiert" sagt der Lehrer. WW kritisiert ihn mir gegenüber, es sei doch Aufgabe des Lehrers, Interesse zu wecken, und ich stelle ihn mir vor, den Dichter, zum Lehrer geworden, wie er erzählt von den Bäumen und Vögeln und vergangenen Zeiten und denke, er müßte die Kinder nicht fragen, ob er sie langweilte.

WW phantasiert über die Kelten, sie werden ihm, wobei er für einige Augenblicke die historische Realität wohlweislich verläßt, zum positiven Gegenbild der heutigen Gesellschaft, die dabei ist, sich zugrunde zu richten. WW als Kulturpessimist oder als hell-sichtiger Seher?

Wieder spricht er über Politik, verteidigt die eine oder andere soziale Errungenschaft der DDR, die ihm, dem Häuslersohn, ermöglicht hat, sich zu bilden und anderen dabei zu helfen, zu lernen und zu lehren. Sozialismus,

das ist ihm heute fernab der DDR-Verirrungen wiederum das ganz Einfache: Gerechtigkeit, Humanität, Fernsein von Macht des Menschen über den Menschen. Fremd ist und bleibt ihm das heutige Rennen nach dem Geld, das Sich-Anbieten-Müssen, der Gebrauch des Ellbogens. Und dann blicken wir wieder hinab auf die Dörfer unter uns und er spricht wieder über die schreckliche Zweckarchitektur, die Bauten, deren Materialien und Dachformen nicht mehr eingebettet sind in den Lauf der Geschichte, deren Materialien nicht die des heimischen Raums sind.

Auf dem Weg hinab zum See führen wir ein Gespräch über Literatur. WW hat verstärkt begonnen, westliche Literatur zu lesen, Erich Fried, Thomas Bernhard, auch Elfriede Jelinek, deren Sprache und Radikalität in dem umstrittenen Buch "Lust" er bewundert. WW ist auch im Gehen ein unruhiger Geist, die Gedanken gehen dabei oft von einem

Thema zum anderen, gehen von Nahen, Gegenwärtigen, zum Vergangenen und Zukünftigen, nicht immer leicht zuzuhören, mitzuhören für einen, der selbst leicht ins Träumen versinkt. Und dann wieder das Innehalten, das Lauschen in die natürliche Welt um ihn, oder einfach ein Stillstehen, ein scheinbares Träumen, das ihn aber keineswegs ins Nichts we trägt, sondern wieder in Mitteilung mündet.

Heute ist unsere Wanderung schon am frühen Nachmittag zu Ende. Er muß in die Stadt, eine neue Sense kaufen, hat seiner Frau versprochen, sie danach vom Einkauf abzuholen.

Wir beschließen, als nächstes zusammen Hölderlins Weg von Waltershausen zu den Gleichbergen zu gehen.

Klaus Gasseleder,
Hermann-Löns-Straße 36, 97421 Schweinfurt

Udo Jacobs

Von Tartüffeln, Erdäpfeln und Kartoffeln

– Die Südthüringer und ihre geliebten Knollen –

Nachdem die Kartoffel um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus der Neuen Welt nach Europa gelangt war, sollte es noch über 200 Jahre dauern, ehe sie sich in Deutschland durchsetzte und zu einem Hauptnahrungsmittel wurde, das sie bis heute geblieben ist.

Wahrscheinlich erreichte sie uns über Italien, wo sie wegen ihrer äußeren Ähnlichkeit mit den Trüffeln die Bezeichnung "Tartufolo" erhielt, woraus das deutsche Wort Kartoffel entstanden ist. Mundartlich wird sie zwischen Rennsteig und Rhön auch heute noch häufig Erdapfel genannt.

Mit negativen Vorurteilen behaftet, wie so vieles Neue, blieb sie lange eine Seltenheit im Garten- und Feldbau. Teilweise kam sie sogar als giftig in Verruf. Es verbreitete sich beispielsweise die Meinung, das Vieh werde krank davon.

Erster Anbau im Werratal

In seinem im Landwirtschaftlichen Verein zu Hildburghausen am 2. Februar 1878 über den "Kartoffelanbau im Herzogthum Sachsen-Meiningen" gehaltenen Vortrag (veröffentlicht im Regierungsblatt für das Herzogtum S.-M. auf das Jahr 1878, Nr. 32 und 33) informierte der im herzoglichen Dienst stehende "Oeconomie-Rath" HOSSFELD von den ersten, zunächst in Gärten des Werratales durchgeführten Anbauversuchen im Jahre 1731, veranlaßt durch eine Stiftsdame von Hütten-Stolzenberg.

Der Suhler Pfarrer und Heimatforscher F.WERTHER berichtet in seiner 1846 erschienenen Chronik der Stadt Suhl, daß die ersten Kartoffeln "hiesige Fuhrleute" im Jahre 1737 aus Schwaben nach Suhl gebracht